



Lesen

Daniel Kehlmann: Tyll

„Lieber Herr Jesu“, sagt der Korff. „In Braunschweig habe ich eine Frau vom Pfahl befreit, eine Hexe, früher Morgen war es, zu Mittag sollte sie brennen. Sie war ganz jung. Ich bin vorbeigekommen, keiner hat's gesehen, weil es noch dunkel war, ich hab die Fesseln durchgeschnitten, hab gesagt: Schnell, lauf mit mir! Sie hat es gemacht, sie war so dankbar, und dann habe ich sie genommen, sooft ich wollte, und ich wollte oft, und dann habe ich ihr die Kehle durchgeschnitten und sie vergraben.“ Gesprochen als Beichte unmittelbar vor dem Tod im Minierstollen unter den Mauern der von den Schweden belagerten Stadt Brünn.

Nach 14 Prosawerken und zehn Literaturpreisen gehört der 1975 geborene Deutsch-Österreicher Daniel Kehlmann zur literarischen Crème de la Crème. Sein 2005 erschienener Roman „Die Vermessung der Welt“ verkaufte sich bisher sechs Millionen Mal. Regelmäßig müssen Lesungen des Autors in große Säle, ja Hallen, verlegt werden, um dem Ansturm gerecht zu werden. Nun also „Tyll“, der fünfzehnte Streich und wieder führt der Roman die Bestsellerlisten an. Zu Recht, weil er ein wirklich großer Wurf geworden ist.

Ein Erzähler operiere mit Wirklichkeiten und er spanne den Bogen dort, wo die Wirklichkeit nichts zu bieten habe – so Kehlmann einmal. So sehen ihn viele in der Tradition Garcia Marquez', aber auch Alfred Kubin sollte als Inbegriff des magischen Realismus nicht vergessen sein. „Tyll“ folgt diesem Prinzip und ist kein linear erzählter Schelmenroman. Denn die erstmals zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Norddeutschland beschriebene Gestalt des Till Eulenspiegel versetzt der Autor in den Dreißigjährigen Krieg und zumeist in den deutschen Süden. Doch sonst bleibt er sich treu, dieser Narr und Possenreißer und



Rowohlt Verlag Reinbek 2017, 480
Seiten, Preis 22,95 EURO
ISBN 978-3-498-03567-9

auch, den Erlebnissen seiner Kindheit geschuldete, bösartige Dämon. Begleitet von der Bäckerstochter Nele, die für ihn ihr Heim verlässt, um in ihrem Kaff nicht den Steger von nebenan heiraten zu müssen. Nele also, deren Schicksal einer der wenigen Lichtblicke ist in diesem Buch verstörender Verdorbenheit. Schon das erste Kapitel beschreibt Ulenspiegel bekannteste Tat: der Seiltanz mit den Schuhen, unter den braven Bürgern mit bösartigem Lachen Zeter und Mordio stiftend. Und doch sind diese Taten nur milder Abklatsch des Krieges, der die braven Bürger wenig später einholt. Ulenspiegel ist dann längst fort, so wie er überhaupt als unsterbliches Wesen erscheint. Kontrapunkt dieser Unsterblichkeit sind die Stimmen der Toten, die sich wie ein roter Faden durch das Buch ziehen, korrespondierend mit

dem Kehlmannschen Faible für Spuk und Unheimlichen; vieles bleibt dem Leser nur angerissen oder schemenhaft umschrieben.

Anderes schildert der Autor umso deutlicher. Die Not im Krieg, wie die Welt zuvor noch keinen sah, das Abschlachten, Sterben und Verrecken, die allgemeine Verrohung und Mutlosigkeit der Menschen, die nichts mehr kennen außer Krieg. Auch so passt der populäre Dämon in das Szenario (das Buchcover ist in der Tat ein sprechendes!), gibt er doch nur sein eigenes Leid weiter und möge das noch so ungerecht sein. Eine stattliche Zahl von Personen der Zeitgeschichte ziehen an Tyll und somit am Leser vorbei. Der erste deutsche Dichter Paul Fleming, der Handelsreisende Adam Olearius, Athanasius Kircher als wissenschaftliche Nummer Eins seiner Zeit. Aber auch der gefallene Winterkönig Friedrich von der Pfalz und dessen englische Frau Elizabeth, Gustav Adolf von Schweden, der Kaiser in Wien. Sie rahmen Tod und Verderbnis ein in den Schlachten zu Brünn oder Zusmarshausen (die letzte des Krieges überhaupt).

Daniel Kehlmanns magischer Realismus macht diesen Tyll glaubhaft als Teil eines grandiosen Sitten- und Zeitgemäldes. Mit Einblicken in das Wesen der Macht anhand des jahrelangen Gefeilsches um den Frieden. Wie er Elizabeth von der Pfalz zu Osnabrück um ihr Erbe kämpfen lässt: „Eure Majestät erlauben mir nachzufragen“, sagte Salvius. „Damit ich verstehe. Ihr kommt hierher um etwas zu verlangen, das wir von selbst nie betrieben hätten. Und Eure Drohung ist: Wenn wir nicht tun was Ihr wollt, dann zieht Ihr Eure Forderung zurück? Wie soll man solch ein Manöver nennen?“ Liz lächelte ihr geheimnisvollstes Lächeln. ... „Ich schlage vor“, sagte sie schließlich, „Ihr nennt es Politik.“ Nichts hat sich daran geändert. ¶